

## Wo der Drachentöter die Prinzessin vergisst

Die neue Zeit kennt keine Nachsicht: Jürgen Fritsche liest fünf Erzählungen von Rainer Maria Rilke

Von Irene Bazinger

Ein Drache lagert vor der Stadt im Wald, und die jungen Männer, die ausrücken, um ihn zu besiegen, haben Pech, „zumal der Drache gegen alle, die zufällig in den Kreis seiner Kraft traten, erbarmungslos war“, Kinder und Herden eingeschlossen. Der König hat eine schöne Tochter, deren Glanz vielleicht, man weiß nicht so recht, das Untier angelockt hat. Wer den Drachen tötet, verlobt sich mit ihm, erhält das Mädchen zur Braut.

Doch derjenige, der dann irgendwann den Drachen tötet, ist dermaßen durchgeknallt, dass er ganz vergisst, sich den Preis für seine Heldentat abzuholen, während die Prinzessin den fremden Helden herbeiwünscht: „Der aber ritt schon weit von der Stadt, und es war ein Himmel voll Lerchen über ihm.“ Ein Märchen? Eine Sage? Ein Hirngespinnst? „Der Drachentöter“ ist eine Erzählung von Rainer Maria Rilke, dessen Gedichte man kennt, nicht unbedingt aber dessen Prosa, ausgenommen allenfalls seinen einzigen Roman, „Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“. Die Erzählungen sind düster und latent surreal, sie schillern allerdings farbig, geradezu lyrisch in ihrer metaphysischen Fahlheit. Der Sprecher Jürgen Fritsche widmet sich ihnen nun zum Abschluss seiner achtteiligen Hörbuchserie und bringt fünf Geschichten ungekürzt in all ihrer poetischen Dynamik zum Klingen.

Die Kunst des Rezitierens erscheint hier als Dienst am geschriebenen Wort, fast demütig im Purismus des Vortrags, bescheiden der Linearität der Texte folgend. Dem verschwenderischen Sprachstil Rilkes kommt diese Askese der Lesung einfühlsam zugute, etwa in der inhaltlich hoch aufgeladenen Fabel „Wie der Verrat nach Russland kam“. Gott und der Zar werden da zwar beide als „Väterchen“ angeredet, aber nur einer hat das verdient. Der andere, der Zar natürlich, ist gierig nach Gold, ihm fehlen „Wahrheit und Rechtlichkeit“, die der alte, bärtige Bauer von ihm erwartet, hinter dem sich Gott verbirgt. Schließlich wird der Zar damit leben müssen, dass er sich auf niemanden verlassen kann, wie er auch

umgekehrt selbst keiner ist, dem man ohne Einschränkungen vertrauen kann. Das könnte moralisch anmuten, tut es jedoch nicht, weder bei Rainer Maria Rilke, dem hinreißend freien Erzähler, noch bei Fritsche, der über die Berufsbezeichnung „Mikrofonist“ sicher nicht unglücklich wäre. Unaufgeregt lässt er die komplex ausgearbeitete Prosa Rilkes sich entfalten, baut auf die Suggestivkraft der Literatur.

Beim Fragment „Albrecht Ostermann“ muss man sich selbst überlegen, wie der Dichter es vollendet hätte. Ein Mann entschließt sich nach sechzehn



**Rainer Maria Rilke: „Der Drachentöter. Fünf Erzählungen.“** Lesung von Jürgen Fritsche. Bäng Management, Butzbach 2024. MP3-Datei, 95 Min., 4,95,- €

Jahren kinderloser Ehe zu einem abendlichen Verdauungsspaziergang, kehrt aber nicht zurück, „weder in einer halben Stunde noch in dieser Nacht noch sonst irgendwann“. Was ist passiert, was hat es mit dem überraschend auftauchenden Kind zu tun, und was wird aus seiner betrogenen Ehefrau? Was ist Glück, und ist dies eine legitime Frage?

Ähnliches könnte man sich bei der Erzählung „Der Totengräber“ fragen, in der sich zu Zeiten der Pest eine kurze wie seltsame Beziehung zwischen einem Kind und der titelgebenden Figur entwickelt. Beklemmend ist „Reflexe“, eine Studie über Gewalt und Leidenschaft und die Dynamik gesellschaftlicher Umwälzungen: „Bald nach der Französischen Revolution erschien plötzlich die Herzogin von Villorosa in Böhmen.“ Man ist in der Provinz gelandet, jenseits der Zentren adeliger Netzwerke. Alles ist klein, karg, undurchsichtig. Doch die Funken der Revolution sind auch bis hierher gedungen, und der Haushofmeister entfacht damit ein verheerendes Feuer: „In einem engen dunklen Gang stieß er auf ein Bündel Kleider. Das war die Frau Fürstin von Sylva-Valtera. Er erwürgte sie im Vorübergehen.“

Die neue Zeit kennt keine Nachsicht. Rainer Maria Rilke sieht das deutlich, ob als historisches Ereignis oder als Vision am Horizont. Er klagt nicht, er schaut genau hin. Und Jürgen Fritsche macht aus der Geschichte ein in seiner subtilen Strategie der Fassungslosigkeit erregendes Hörbild aus höfischem Gebaren und blutiger Revolte. Dank ihm bleibt es lebendig und nachdrücklich im Ohr.

## Einmaliger Nachhall kurz vor dem Erdmittelpunkt

Die Erzählerin Meike Rötzer komprimiert Jules Vernes Unterweltreise auf eine Stunde – ein Wagnis

Von Alexander Košenina

In Arno Schmidts Roman „Abend mit Goldrand“ erinnert sich einer der Protagonisten daran, wie er als Kind „Jules Verne-Welten nachräumte und dabei das Zünglein an ältlichen Wissenschaftsworten gelenklich machte“. Gleiches galt für den Verfasser, der Jules Verne schon im Vorschulalter las und „Die Reise zum Mittelpunkt der Er-

de“ zu seinen Lieblingslektüren zählte. Schmidt vergrub sich – stark kurzichtig und ziemlich weltfremd – ähnlich motiviert in seine Bücherhöhle, wie sich der ebenfalls dick bebrillte Professor Lidenbrock in Vernes phantastischem Reisebericht durch die Erde wühlt. Der verschrobene Lidenbrock unterrichtet Mineralogie und Geologie am berühmten Hamburger Johanneum. Zu seiner unterirdischen Reise bricht er auf, nachdem er in einer mittelalterlichen Runenhandchrift den Hinweis eines Alchemisten entziffert hat, dass es am isländischen Vulkan Sneffellsjökull einen Zugang zum Erdinneren geben soll.



**Jules Verne: „Reise zum Mittelpunkt der Erde.“** Erzählt von Meike Rötzer. Erzählbuchverlag, Berlin 2024. MP3-Datei, 66 Min., 10,- €.

Dieser Professor Lidenbrock wiederum, dessen Zünglein bei wissenschaftlichen Terminen nicht ganz so gelenkig ist, er verheddert sich gern, hat sich die Vortragskünstlerin Meike Rötzer vorgenommen, die mit ihrem Berliner Erzählbuchverlag das Genre der erzählerischen Inszenierung von Großtexten wie „Dantons Tod“ oder „Der Zauberberg“ etabliert hat. Was einerseits ungeheuren Mut beweist, andererseits ein deutliches Talent zur geistigen Durchdringung und

anschließenden Verdichtung auf das Wesentliche. Für Jules Verne heißt das statt 400 Taschenbuchseiten 66 Minuten. Und wie bei Arno Schmidt ist man versucht, dem bei schwierigen Wörtern wie „Gigantostologie“ ins Stocken geratenen Professor nachzusprechen. Meike Rötzer macht es uns behände vor, auch die dänischen und isländischen Wendungen gehen ihr ganz leicht von den Lippen. Vor allem aber verleiht sie der ohnehin schon spannenden Handlung zusätzlichen Schwung.

Gern lachen wir mit dem Franzosen Jules Verne über den kauzigen Hamburger Bücherwurm, denn ein deutscher Expeditionsleiter wie er oder Alexander von Humboldt, der im Text wie viele andere Erwähnung findet, muss sich gut vorbereiten und ausrüsten. Begleitet wird Lidenbrock von seinem jungen Neffen und Assistenten Axel, einem kleinen Georg Forster. In Reykjavik kommt als Führer und Übersetzer noch der Eiderentenjäger Hans Bjelke hinzu. Die drei besteigen den vergletscherten Sneffellsjökull und dringen über den Vulkankrater immer tiefer ins Erdinnere vor. Dabei werden alle Register der Höhlenwanderung gezogen, Hitze und Wassermangel, Hindernisse und Abstürze, Trennung und Wiedervereinigung der kleinen Expedition durch besondere Schalleitungen, für die Meike Rötzer wunderbare Nachhallphänomene einbaut.

Nach erstaunlichsten sind die Abenteuer auf einem unterirdischen Meer, wo es blasser Riesenchampignons und ausgestorbene Reptilien wie den Ichthyosaurus gibt. Selbst Überreste eines Urmenschen finden sich. Die paläontologischen Forscher fahren auf einem Floß vorbei an Inseln und Geysiren. In einem Sturm zerstört eine Feuerkugel den mitgeführten Kompass, der nur noch Stüden anzeigt. In dieser Richtung geht es am Ende wieder steil nach oben. Beschleunigt durch eine selbst ausgelöste Explosion werden die drei auf Stromboli nahe Sizilien mit einem Vulkanausbruch aus der Erde geschleudert – 5000 Kilometer von Island entfernt. Die zu Hause in Hamburg verfasste Reisebeschreibung wird weltweit gelesen und Professor Lidenbrock zum korrespondierenden Mitglied von Akademien in allen fünf Erdteilen berufen. Die deutsche Wissenschaft war eben damals schon einmal.



Wohin das Kind am Morgen verschwindet, erfahren die Leser nicht.

Foto Verlag Jungbrunnen

## Um die Einsamkeit zu überwinden, kann man auch durch die Katzenklappe gehen

Mystische Idylle: In „Das Nachtkind“ erzählen Armin Kaster und Sabine Rufener eine Sehnsuchtsgeschichte im Mondlicht.

Von Mina Marschall

Die Nacht ist eine ambivalente Gestalt. Sie löst zugleich Furcht und Faszination aus. Ihre Geräusche beruhigen oder lassen erschauern. Ihre Schatten wirken harmlos oder gespenstisch. Manche Nächte sind lang, andere kurz. Manche hell, andere dunkel. Die Nacht bringt eine beruhigende Geborgenheit oder tiefe Einsamkeit.

So auch die Nächte eines Kindes, das sich nachts besonders einsam und verletzlich fühlt. Bis es eines Tages auf eine Katze trifft, der es genauso geht. „Besuch mich doch einmal!“, schlägt sie vor. Es ist der Beginn jener Liebesgeschichte, die Armin Kaster und Sabine Rufener in ihrem Bilderbuch „Das Nachtkind“ erzählen.

Liebevolle Illustrationen unterzeichnen dabei die sparsam in Worte gebrachte Handlung. Mit Bunt- und Bleistiften

hat Rufener die einzelnen Elemente analog gemalt und schließlich digital am Computer angeordnet. Die groben Linien stehen dabei im Kontrast zu den feinen Elementen, zu denen sie sich formen. In satten Grün- und Blautönen eröffnet das Buch seinen Betrachtern eine sozusagen nachaktive Welt mit vielen Details. Seien es die kleinen Insekten, die sich tagsüber im idyllischen Garten tummeln, oder die leuchtenden Augen der Eulen, die genau diese Idylle bei Nacht in eine mystische Gestalt verwandeln.

Die Figuren sind dabei auf eine simple Mimik und Gestik reduziert, die es trotzdem schafft, die Emotionen des Kindes sichtbar zu machen, ob es nun schlaflos auf die Katze wartet oder beruhigt neben ihr einschläft.

Im Groben ist genau das der Handlungsstrang, durch den das Buch seine Leser führt. Denn das Kind folgt der Einladung durch die Katzenklappe. Es redet nachts mit der Katze darüber, wie es ist, allein zu sein. Gemeinsam überwinden sie ihre Angst vor der Dunkelheit und schlafen in der Obhut des jeweils anderen ein. In der Morgendämmerung geht das Kind wieder. Und so wiederholt es sich Nacht für Nacht, Tag für Tag, bis das Kind eines Morgens von der Besitzerin der Katze entdeckt wird. „Die Katze ist nachts so einsam“, antwortet das Kind auf die Frage, was es in dem fremden Haus zu suchen hätte. Als es gefragt wird, wo es wohnt, rennt es davon – eine Frage,

die auch den Leser interessieren dürfte, gleichwohl die fehlende Antwort wohl Antwort genug ist. Denn niemand scheint das Kind nachts zu vermissen.

Doch wo sind seine Eltern, die sehr besorgt über das leere Bett ihres Kindes sein müssten? Wieso merken sie nichts von den nächtlichen Ausflügen? Der Leser erfährt nicht einmal, ob das Kind überhaupt Eltern oder andere wichtige Menschen in seinem Leben hat. Sie spielen schlicht keine Rolle – und genauso wenig scheint das Kind eine Rolle in einem anderen Leben, außer dem der Katze, zu spielen. Es ist dieser sich dem Leser aufräuhende blinde Fleck, der die Geschichte des Nachtkindes umso berührender macht: Es fühlt sich allein, weil es offenbar wirklich allein gelassen wird. Die Katzenklappe in ein fremdes Haus ist seine einzige Möglichkeit, um auf ein Wesen zu treffen, das es wahrnimmt.

Doch auch daran wird das Kind fortan gehindert, denn die Besitzerin der Katze verschließt die Klappe. Die gemeinsamen Nächte mit der Katze sind vorbei, die Einsamkeit kehrt zurück. Deshalb fasst das Kind einen Entschluss: Beim nächsten Vollmond – wenn es nicht mehr ganz so dunkel im Garten ist – will es einen neuen Versuch wagen. So lange beobachtet es nachts sehnsüchtig das Gestirn, bis es zum Haus der Katze zurückkehrt und durch die Klappe flüstert: „Immer, wenn es Nacht ist, fühle ich mich einsam. Besuch mich doch einmal.“ Und so macht

sich umgekehrt die Katze in der nächsten Nacht auf den Weg zu ihm.

Die Geschichte des Nachtkindes handelt nicht in erster Linie von Einsamkeit, sondern viel mehr von der Hoffnung, den anderen wiederzusehen. Es ist eine Geschichte der Sehnsucht. Und als solche wird sie in den Bildern dargestellt. Die Betrachter können sowohl dem Kind als auch der Katze über die Schulter blicken, wenn sie den jeweils anderen sehnsüchtig durch ein Fenster, das in den Garten führt, anblicken. Das Fenster ist in dem Buch ein wiederkehrendes Mittel, das es dem Betrachter ermöglicht, die Außenwelt durch die Augen des Kindes und der Katze zu sehen – eingefärbt durch ihre Innenwelt.

In dieser Innenwelt sehen sie in dem anderen einen Teil von sich selbst. Das Kind und die Katze finden sich, weil sie auf dieselbe Weise in den Garten blicken – und weil sie sich trauen, dem anderen ihre Verletzlichkeit zu offenbaren, sich zu öffnen. „Das Nachtkind“ ist eine berührende Liebesgeschichte mit glücklichem Ende.



**Armin Kaster, Sabine Rufener: „Das Nachtkind.“** Verlag Jungbrunnen, Wien 2024. 32 S., geb., 17,- €. Ab 4 J.

## Im neuen Gruppenchat bist du nicht dabei, sorry

Ausgrenzt und in der Provinz gelandet: Im Roman „Von da weg“ zeigt sich Tamara Bach einmal mehr als Meistererzählerin

Von Anna Vollmer

Kaija ist umgezogen. Sechs Stunden trennen sie von der Stadt, in der sie früher einmal gewohnt hat, irgendwo in Deutschland. Eine Großstadt wahrscheinlich, zumindest ist der Ort, an dem Kaija jetzt wohnt, deutlich kleiner. Alles ist hier anders. Und Kaija blickt diesem bevorstehenden Leben nicht gerade mit Optimismus entgegen. Am ersten Schultag steht sie vor dem Tor ihres neuen Gymnasiums (es heißt passenderweise genau so: Neues Gymnasium) und ist nervös. Sie will nicht auffallen, nicht die Neue, am liebsten einfach unsichtbar sein. Außerdem vermisst sie ihre Freunde, ihr altes Leben.

Dabei klingt „Von da weg“, der Titel von Tamara Bachs neuem Jugendroman, eigentlich nach etwas ganz anderem – nicht nach Heimweh, sondern nach Flucht. Nach: bloß weg von Problemen und Sorgen. Wie passt das zusammen?

Man ahnt es bald. Denn die Freunde, die Kaija so fehlen, scheinen sie im Gegenteil überhaupt nicht zu vermissen. Sie antworten nicht auf ihre Nachrichten, posten nichts in den gemeinsamen Gruppenchat. Wie es Kaija geht, was sie an ihrem ersten Schultag erlebt, wollen sie offenbar überhaupt nicht wissen, nicht mal die üblichen Memes schicken

sie herum. Irgendwann dann doch ein kurzes Lebenszeichen: „Janne hat einen neuen Gruppenchat aufgemacht. Ohne dich. Sorry.“ Damit ist der Neuanfang offiziell. Und man bekommt eine Idee davon, warum Kaija so viel Angst vor ihren neuen Mitschülern hat, eine Angst, die über die normale Nervosität vor ersten Tagen hinausgeht. Warum sie ständig darauf achtet, wie sie atmet, und manchmal gleich ganz damit aufhört.

Tamara Bach, geboren 1976 in Limburg an der Lahn und seit vielen Jahren in Berlin zu Hause, ist sparsam mit Worten. Nur an einer Stelle rutscht Kaijas Vater etwas heraus: „Fucking bullies“. Und dann: „Sie findet schon neue Freunde. Freunde. (Ein falsches Lachen.)“ Mehr erfahren wir nicht, doch den Rest kann sich jeder denken. Bach ist gut darin, nur anzudeuten und trotzdem verständlich zu sein, nicht alles erklären zu wollen, sondern stattdessen Raum für Vorstellung zu lassen. Sie traut ihren Leserinnen und Lesern etwas zu, denn auch wenn ihre rhythmischen, oft kurzen Sätze scheinbar einfach daherkommen, stecken in diesem Buch mehr Themen, als man zunächst annimmt.

Da sind zum Beispiel Kaijas Mutter Ruth und ihre seltsame Tante Josepha, in deren altes Elternhaus die Familie nun gezogen ist. Drei Generationen von Frauen, die auf unterschiedliche Weise versuchen, ihren Weg im Leben zu finden. „Von da weg“, das wollten, vor vielen Jahren, auch Mutter und Tante. Nur eben in die andere Richtung, weg aus der Provinz, rein in die Welt, in die Großstadt. Wohnprojekt statt Einfamilienhaus. Warum also jetzt zurück? Und wie fühlt sich das an?

Immer abwechselnd schlüpft Bach in unterschiedliche Perspektiven, erzählt nicht nur von Kaijas Neuanfang, sondern auch die Geschichte von Josepha und



Tamara Bach

Foto privat

Ruth. Und von Sina, Ruths ehemaliger bester Freundin, zu der diese inzwischen den Kontakt verloren hat. So ergibt sich ein komplexeres Bild, und es wird klar, warum Ruth Sina auf einmal nicht mehr versteht und umgekehrt, „dass es Gesprächstäter gibt, die beide nicht mehr betreten“. Jede der Frauen hat beim Aufwachen andere Hürden zu meistern. Josepha, die schrullige Tante, die im Garten sitzt, raucht und grantelt, war auch einmal jung und ziemlich lässig. Trug kurze Haare wie ein Junge und eckte damit an. Nicht nur jede Lebenssituation, auch jede Zeit hat ihre eigenen Probleme.

Wer nun vor den größeren Herausforderungen steht oder ob das Leben nicht einfach für alle ziemlich kompliziert ist, darauf gibt Bach zum Glück keine Antwort. Sie tupft diese Geschichten so hin, die Gedanken müssen wir uns selbst machen. An einer Stelle etwa brummt das

Telefon, da schreibt eine der alten Freundinnen, der Nichtfreundinnen, eine kurze Nachricht: „Kann ich dich mal anrufen?“ Dahinter könnte vieles stecken (eigene Verzweiflung, eine Entschuldigung, die Fortsetzung alter Spielchen auf die Distanz), doch Bach löst es nicht auf, auch ihre Figuren mutmaßen nicht, sie lässt es einfach so stehen.

Wie schon in ihren vorherigen Büchern gelingt es der Autorin, einen in vielerlei Hinsicht nicht sonderlich außergewöhnlichen Alltag so zu schildern, dass man dranbleibt, sich reinziehen lässt in die Geschichten. Das hat mit der großen Empathie für ihre Figuren, aber auch mit Bachs Sprache zu tun, die so lässig und dabei nie aufgesetzt oder gewollt klingt. Immer wieder streut sie englische Versatzstücke ein, was sich einerseits dadurch erklärt, dass Kaijas Vater Australier ist, andererseits die Sprache heutiger Jugendlicher abbildet, die so oft und so mühselos vom Englischen ins Deutsche springen. Nie lässt sie sich von Klischees leiten – da steht der Jungschwarm auf Frauen, die Provinz ist gar nicht so schlecht und das Haus ihrer neuen (diesmal richtigen) Freundin Emily mit all seinen Katzen und Bewohnerinnen mindestens genauso spannend wie das Wohnprojekt, aus dem Kaija kommt.

Am Ende, so viel darf verraten werden, wollen weder Kaija noch ihre Mutter und Tante „von da weg“, sondern erst mal: bleiben.



**Tamara Bach: „Von da weg.“** Carlsen Verlag, Hamburg 2024. 176 S., geb., 15,- €. Ab 13 J.